

Aus Anlass der Verleihung des IALANA-Whistleblower-Preises auch an den US-Drohnen-Operator Brandon Bryant haben wir einen langen Artikel über seine Erfahrungen übersetzt, der bereits 2013 erschienen ist.

LUFTPOST

Friedenspolitische Mitteilungen aus der
US-Militärregion Kaiserslautern/Ramstein
LP 193/15 – 11.10.15

Bekenntnisse eines Drohnen-Kriegers

Von Matthew Power

GQ Warrior, 22.10.13

(<http://www.gq.com/story/drone-uav-pilot-assassination>)

Er war eine Testperson. Einer der ersten Rekruten für eine neue Art Kriegsführung, bei der Mensch und Maschine verschmelzen. Er flog viele Einsätze, verließ aber niemals den Raum, in dem sein Computer stand. Er jagte Spitzenterroristen, rettete Leben, aber immer aus großer Entfernung. Er pirschte sich an und tötete zahllose Menschen, wusste aber oft nicht, wen er traf. Lernen Sie eine US-TÖTUNGSMASCHINE DES 21. JAHRHUNDERTS kennen, einen Mann, der immer noch Angst einflößt.

Im Dunkel einer Steuerkabine in einem Wüstengebiet in Nevada beobachtete er drei Männer, die einen Feldweg in Afghanistan entlangkamen. Der Raum war auf genau 68° Fahrenheit (20° Celcius) heruntergekühlt, und Licht kam nur von den flimmernden Monitoren. Die Luft war stickig und roch nach altem Schweiß und Zigarettenrauch. Sein Bildschirm zeigte eine winterkalte Landschaft in der Provinz Kunar (s. <https://de.wikipedia.org/wiki/Kunar>) im Osten Afghanistans – in Braun- und Grautönen, mit Stoppelfeldern, dunklen Wäldern, die an den felsigen Hängen des Hindukusch emporstiegen. Mit der ferngesteuerten Drohnen-Kamera zoomte er die verdächtigten Aufständischen näher heran; sie trugen traditionelle "Salwar Kamiz" (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Salwar_Kamiz), lange, seitlich geschlitzte Hemden und ausgebeulte weite Hosen. Er wusste nichts über sie und ihr Leben. Er kannte weder ihre Namen noch ihre Gedanken.

Man sagte ihm zwar, sie trügen Gewehre über ihren Schultern, er hielt sie aber trotzdem für Hirten. Über eine mysteriöse Befehlskette, die er nicht kannte, wurde ihm über seinen Kopfhörer mitgeteilt, es handle sich um (automatische) Waffen. Er schaltete von der Tageslichtkamera, die unscharfe Grau- und Brauntöne lieferte, um auf die Infrarotkamera, und jetzt zeichneten sich Hitzebilder der Aufständischen in einem geisterhaften Weiß vor den kühleren schwarze Erde ab. Ein hinter ihm stehender Sicherheitsbeobachter achtete genau darauf, dass er sich an die Vorschriften hielt. Einer langen Checkliste folgend, richtete er den Ziel-Laser auf die beiden vorderen Männer. Es folgte ein Countdown und nach den letzten Ziffern drei, zwei, eins hörte er das Kommando "Rakete starten". 17.500 Meilen entfernt löste sich eine Hellfire-Rakete aus ihrer Aufhängung (an der Drohne) und erreichte in Sekunden Überschallgeschwindigkeit. Der Bildschirm hatte hell wie ein Blitzlicht aufgeleuchtet.

Bis auf das Surren der Geräte war es ganz still in dem dunklen, kühlen Container in der Wüste.



Er hielt den Ziel-Laser weiter auf die beiden führenden Männer gerichtet und blickte so starr auf den Bildschirm, dass er wie in einem pointillistischen Gemälde jeden einzelnen Bildpunkt wahrnahm. Die Sekunden vergingen in Zeitlupe und machten die Kabine zu einer elektronischen Vorhölle. Er sah wie der zurückgebliebene Mann laufend zu den anderen aufzuschließen versuchte, weil er vermutlich etwas gehört hatte. Dann leuchtete der Bildschirm wieder wie ein Blitzlicht auf.

Der Airman First Class (Obergefreite) Brandon Bryant starrte auf die Szene, die ihm die Infrarotkamera in glühendheißem Weiß zeigte. Noch Jahre später erinnerte er sich daran, weil sich ihm dieses Bild wie ein Fotonegativ ins Gedächtnis eingebrannt hat: "Der Rauch verzieht sich, und um den Krater, den die Rakete gerissen hat, liegen die Körperteile zweier zeretzter Männer. Dem dritten fehlt ein Bein bis übers Knie. Er wälzt sich auf dem Boden und hält sein verletztes Bein. Das weiße, warme Blut spritzt aus der Wunde auf den dunklen Boden und kühlt ab. Der Mann braucht lange zum Sterben. Ich sehe ihm dabei zu und bemerke, wie sein Blut die Farbe des Bodens annimmt, auf dem er liegt."

Das war Brandon Bryants erster Drohnen-Angriff. Er fand Anfang 2007, nur wenige Wochen nach seinem 21. Geburtstag, statt, und Bryant war dabei nur Drohnen-Operator, zuständig für die Kameras und Sensoren der Drohne. Er gehörte noch nicht lange zu einer Squadron (Staffel) der U.S. Air Force, die Drohnen des Typs Predator (s. https://de.wikipedia.org/wiki/General_Atomics_MQ-1) am Himmel über dem Irak und über Afghanistan steuerte. Seit 2006 arbeitete er in einem fensterlosen Container einer Ground Control Station / GCS (einer Bodenkontrollstation) auf der Nellis Air Force Base am Rande von Las Vegas, einer großen Asphaltfläche, auf der sich ansonsten nur einige Wartungshangars befanden.

Die Air-Force-Soldaten saßen im Dunkeln, weil sie sich dann besser auf das Steuern ihrer MQ-1B Predators konzentrieren konnten, die zwei Meilen (3200 m) über der afghanischen Landschaft kreisten. Bryant saß in einem gepolsterten Cockpit-Sessel. Er hat die kompakte Figur eines Ringers, einen glatt rasierten Kopf, eisblaue Augen mit einem durchdringenden Blick, die er meistens zusammenkneift, wenn er grinst. Als Sensor-Operator arbeitete er immer im Tandem mit einem Piloten, der in einem Sessel neben ihm saß. Während der Pilot die Flugmanöver der Drohne kontrollierte, bediente Bryant die Augen der Predator-Drohne – die Kameras und den Ziel-Laser. Am Start einer Hellfire-Rakete waren beide beteiligt: Der Pilot drückte den Abzug, und Bryant steuerte mit dem Ziel-Laser die Rakete mit dem hochexplosiven Sprengkopf auf das ausgewählte Ziel. Beide Männer trugen grüne Fliegerkombinationen, was als eine Art Verbeugung der Air Force vor "Piloten" zu werten ist, die überhaupt nicht fliegen.

Seit seinen Anfängen läuft das Drohnen-Programm größtenteils im Verborgenen ab. Wichtige Details muss man sich mühsam aus stark redigierten, oft als geheim eingestuftten Berichten oder bei streng abgeschirmten Führungen militärischer Presseabteilungen für die Medien zusammensuchen. Bryant ist einer der sehr wenigen Menschen, die als Operatoren eigene Erfahrungen gesammelt haben und bereit sind, offen darüber zu berichten. Bryant bewundert Whistleblower wie Chelsea Manning und Edward Snowden als Helden, weil sie bereit sind, für das Einhalten ihrer Grundsätze Opfer zu bringen, ist selbst aber vorsichtig bei der Weitergabe von Details, bei denen er sich zur Geheimhaltung verpflichten musste. Er hat aber wenigstens den Vorhang vor einem Programm etwas gelüftet, durch das Tausende in unserem Interesse getötet wurden.

Obwohl Präsident Obama Anfang 2013 zugesagt hat, die Drohnen-Einsätze in Pakistan, in Afghanistan und im Jemen zu reduzieren, wurden sie sogar noch erhöht. Mit einer enormen Zuwachsrate bei der Produktion und bei den Ausgaben werden Drohnen für die ab-

sehbarer Zukunft im Zentrum unserer Militärpolitik stehen. Bis 2025 sollen für Drohnen 82 Milliarden Dollar ausgegeben werden und 100.000 Arbeiter mit ihrer Herstellung beschäftigt sein. Nach der letzten Pew-Umfrage (s. unter https://de.wikipedia.org/wiki/Pew_Research_Center) befürworteten 61 Prozent der US-Amerikaner den Einsatz militärischer Drohnen, weil sie die Macht der USA sichern und die Risiken für US-Soldaten senken.

Trotzdem bleiben Drohnen beunruhigend. Sie gehören zu den Technologien, die uns Angst machen, Angst, dass die Bildschirme und Kameras uns ein Stück unserer Seele nehmen, dass wir in eine unumkehrbare Entwicklung hineingleiten, die nicht mehr aufzuhalten ist. Vielleicht ist es noch zu früh, zu erkennen, was Drohnen bedeuten, welche unvorhergesehenen moralischen und ethischen Belastungen sie uns aufbürden. Sogar ihre äußere Form wirkt bedrohlich: Ihre plumpe gesichtslose Rumpfspitze lässt sie wie eine augenlose Kreatur aus der Finsternis erscheinen.

Wenn Bryant über sie spricht, ist das für ihn wie ein erlösendes Geständnis, eine Möglichkeit, sich von allem zu befreien, was er in den sechs Jahren gesehen und getan hat, die er der Air Force als Testobjekt für eine neue Art der Kriegsführung diente.

Rückblickend war es kaum mehr als ein Zufall, der ihn in diesen Container in der Wüste verschlagen hat. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen bei seiner alleinerziehenden Mutter auf, die an einer staatlichen Schule in Missoula, Montana, unterrichtete. Später versuchte er (Geld für) einen Studienplatz an der University of Montana zu ergattern. Im Sommer 2005 besuchte er mit einem Freund erst ein Rekrutierungsbüro der Army und dann ein Rekrutierungsbüro der Air Force gleich nebenan. Sein Freund bekam kalte Füße und stieg in letzter Minute aus, Bryant hatte aber schon die Aufnahmepapiere unterschrieben. Bereits kurz danach machte er auf der Lackland Air Force Base in Texas in einem schwülen Sommer einen Aufnahmekurs. Das militärische Gehebe lag ihm nicht besonders, aber er erzielte gute Ergebnisse bei den Begabungstests und sollte eine geheimdienstliche Ausbildung erhalten. Zunächst durchlief er ein Training für Bildanalysten. Man sagte ihm "er werde zu den Kerlen gehören, die James Bond die Informationen liefern, die er zur Erfüllung seiner Aufträge brauche".

Die meisten Air-Force-Soldaten seines Geheimdienstkurses wurden dem Drohnen-Programm zugeteilt und zur Ausbildung in die Wüste geschickt – auf die Creech Air Force Base, eine Auto-Stunde nördlich von Las Vegas, wo nur Salbeisträucher wuchsen. Bryant wurde gesagt, er gehöre der größten Gruppe an, die jemals für diesen Job ausgebildet wurde. Seine Ausbildung zum Sensor-Operator dauerte zehn Wochen und endete mit so genannten "Green Flag Exercises" (s. <http://www.nellis.af.mil/library/factsheets/factsheet.asp?id=19524>), bei denen die neu ausgebildeten Piloten und Operatoren echte Predator-Flieger und Übungsraketen auf ein zu Trainingszwecken in der Wüste aufgebautes Scheindorf abfeuerten. Die mit Beton gefüllten Hellfire-Raketen mussten die ausrangierten Panzer und Schrottautos treffen, die dort aufgestellt waren. "Es kam mir wie das Würfelspiel "Dungeons and Dragons" (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Dungeons_%26_Dragons) vor," sagt Bryant. "Versuchen Sie d20 zu würfeln und Ihr Ziel zu treffen." Sein Trainingsleiter habe ihm über die Schulter geschaut, den Countdown heruntergezählt und dann festgestellt: "Treffer! Du hast sie alle gekillt."

Nach einigen Monaten "zog" er in den Krieg und flog während der tödlichsten Kämpfe Einsätze im Irak und in Afghanistan – ohne Nevada jemals zu verlassen.

Sein erster Arbeitstag in diesem Job war auch sein schlimmster. Die Drohne stieg von der Balad Air Base auf, fünfzig Meilen außerhalb Bagdads im sunnitischen Dreieck. Bryants Befehl, der ihm vor dem Einsatz erläutert und erteilt worden war, lautete: Begleitschutz

aus der Luft, als "Schutzengel" für einen Humvee-Konvoi (s. dazu auch https://de.wikipedia.org/wiki/High_Mobility_Multipurpose_Wheeled_Vehicle). Er sollte Ausschau nach Sprengfallen, Hinterhalten von Aufständischen und anderen Bedrohungen halten. In den USA war es noch Nacht , im Irak aber schon Tag, als der Konvoi losfuhr.

Aus 10.000 Fuß (3.048 m) Höhe scannte Bryant mit der Infrarotkamera die Straße. Es gab wenig Verkehr, und alles schien normal zu sein. Dann entdeckte er einen seltsamen Kreis auf der Straßenoberfläche, der Wärme ausstrahlte. Aufständische, die eine Sprengfalle vergraben wollen, legen oft einen Autoreifen auf die Straße, übergießen ihn mit Benzin und zünden ihn an; dann können sie schneller ein Loch in den weich gewordenen Teer graben. Diese Technik hinterlässt eine Wärmestrahlung, die von der Infrarotkamera erkannt wird. Bryant, ein Fan des Film "Herr der Ringe", scherzte, der Kreis sehe aus "wie das glühende Auge Saurons" (s. <http://ardapedia.herr-der-ringe-film.de/index.php/Sauron>).

Auch der Pilot neben Bryant rechnete damit, dass der Kreis Probleme machen würde. Als sie den Konvoi warnen wollten, stellten sie aber fest, dass das nicht möglich war. Die Humvees hatten ihre Radio Jammers (Störsender) aktiviert, um die Handy-Signale zu unterbrechen, mit denen die Aufständischen die Sprengfallen meistens zur Explosion brachten. Die Versuche des Drohnen-Teams, Funkkontakt zu dem Konvoi herzustellen, waren ebenso nutzlos, wie das Anschreien der Monitore. Brandon und sein Pilot bestürmten den Flugaufseher, nach einer neuen Kontaktmöglichkeit zu suchen. Verzweifelt bildeten sie eine Funkkette, an der bald auch höhere Kommandostellen in den USA und im Irak beteiligt waren. Minuten vergingen, und der Konvoi rollte unaufhaltsam auf den heißen Kreis zu. Bryant starrte mit hämmerndem Herzen auf den Bildschirm und konnte kaum noch atmen. Der vorderste Humvee rollte über das Auge, und nichts geschah. Bryant berichtete: "Wir waren alle erleichtert, dass nicht passiert war. Wir hatten zwar etwas entdeckt, was aber wohl ungefährlich war." Er erinnerte sich noch gut daran, wie seine innere Anspannung nachließ.

"Dann näherte sich das zweite Fahrzeug und rumms ... !"

Ein heller Flammenblitz zuckte auf dem Bildschirm auf. Bryant zoomte ihn so nahe wie möglich heran, betrachtete abwechselnd das Bild der Infrarot- und das der Tageslichtkamera und sah starr vor Schrecken zu, wie der Humvee ausbrannte. In seinem Kopfhörer konnte er die lauten panischen Schreie am Explosionsort im Irak mithören: "Warum zum Teufel ist das passiert? Die Burschen, die hier herumfliegen, hätten uns doch warnen müssen." Verzweifelte Soldaten rannten umher und versuchten Verwundete aus dem brennenden Wrack zu ziehen. Die Sprengfalle war entweder durch eine Druckplatte oder manuell gezündet worden. Die Störsender hätten die Explosion also nicht verhindern können. Drei Soldaten wurden schwer verwundet, und zwei wurden getötet.

"Den Rest der Nacht war ich wie erstarrt," sagte Bryant. "Dann geht man heim. Niemand spricht darüber. Keiner sagt, wie er sich fühlt. Es gab eine stillschweigende Vereinbarung, nicht über das Erlebte zu reden."

Durch seinen Job in der Steuerkabine verlor Bryant langsam jedes Zeitgefühl. Er arbeitete in zwölfstündigen Schichten, häufig über Nacht, sechs Tage pro Woche. In beiden Kriegen lief es damals schlecht, und die Air Force holte das Letzte aus ihrer neuen Drohnen-Flotte heraus. Eine voll betankte Predator-Drohne kann 18 Stunden in der Luft bleiben, und die Piloten und Sensor-Operatoren mussten wie die Drohnen, die sie bedienten, bis an die Grenze ihre Belastbarkeit gehen. Bryant behauptete, er habe in den ersten vier Jahren seiner Tätigkeit (als Sensor-Operator) keinen Urlaub nehmen können.

Auch der Gestank in der kleinen Box in der Wüste ging Bryant auf die Nerven. Die hermetisch abgeschlossene Bodenkontrollstation war fast ständig besetzt. Wenn einer aus dem Drohnen-Team auf die Toilette wollte, musste er ersetzt werden. Die Luft war geschwängert mit Schwaden von Zigarettenrauch und Schweißgeruch, den auch Duftmittel nicht mehr überdecken konnten. Ein sich langweilender Pilot hat sogar die Anzahl der Fürze berechnet, die bisher in seinen Cockpit-Sessel gefahren waren.

Meistens waren die Drohnen-Teams mit endlosen Beobachtungsaufträgen befasst: mit dem Scannen von Straßen und Wegen, dem Umkreisen von Siedlungen und der Überwachung verdächtiger Aktivitäten. Wenn Bodentruppen Kontakt mit Aufständischen hatten und während eines Schusswechsels Hilfe anforderten, war Bryants Drohne oft in wenigen Minuten mit ihrer tödlichen Fracht zur Stelle. Aber normalerweise sah das Drohnen-Team nur Bilder von Dächern, ummauerten Gehöften oder viel befahrenen Kreuzungen.

Im Dunkel der Kontrollstation sitzend, beobachtete Bryant das tägliche Leben von Menschen auf der anderen Seite der Welt, die nicht bemerkten, dass er ihnen hoch vom Himmel aus zusah. Wenn er den Auftrag hatte, eine "wertvolle" Zielperson zu überwachen, musste er oft wochenlang ein einzelnes Haus im Auge behalten. Dann kam er sich wie ein Voyeur vor. Er sah, wie die Zielperson mit ihren Freunden Tee trank, mit ihren Kindern spielte, auf dem Dach Sex mit ihrer Frau hatte oder sich unter einer Decke räkelte. Er sah Fußballspielen und Hochzeitsfeiern zu. Er beobachtete auch einmal einen Mann, der in einem Feld seine Notdurft verrichtete und sah den Kot auf dem Infrarotbild weiß leuchten.

Bryant hatte wenig Ablenkung in den langen Stunden vor der Steuerkonsole: Er nahm Junk Food (minderwertige Nahrungsmittel) zu sich, besserte seine Uniform aus und wechselte sich mit seinem Piloten bei zwanzigminütigen Nickerchen ab. Er schaffte es sogar, während der Überwachung der 7 Monitore in seiner Box Bücher zu lesen, indem er nach ein oder zwei Minuten jeweils kurz aufschaute. Seine Lektüre passte zu seiner Tätigkeit. Er las die Romanfassung des düsteren Sciencefiction-Klassikers "Ender's Game" (weitere Infos s. https://de.wikipedia.org/wiki/Ender%20%99s_Game_%E2%80%93_Das_gro%C3%9Fe_Spiel) der von Kindern handelt, deren gewaltsame Videospiele zu grausamer Realität werden. Und dann kam Asimow (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Isaac_Asimov). Bryant las dessen "Drei Gesetze der Robotertechnik", während er Predators und Hellfire-Raketen bediente. Ein Roboter kann aber (ohne Steuersignal) keine Menschen umbringen.

In den ersten 9 Monaten seines Jobs war Bryant an 5 Drohnen-Angriffen beteiligt. Nach jedem Angriff musste die Drohne mehrere quälend lange Stunden über dem Angriffsort kreisen, zur Kontrolle des Ergebnisses und möglicher Reaktionen. Er sah zu, wie Menschen die Leichenteile der Getöteten bargen und auf nahen Friedhöfen beerdigten oder den "Tatort" säuberten und herumliegende Waffen in einen Fluss warfen. Über dem Irak verfolgte er einen Kommandeur der Aufständischen, der sein Auto auf einen belebten Marktplatz steuerte. Der Mann parkte seinen Wagen mitten auf der Straße; er öffnete den Kofferraum und hob zwei gefesselte und geknebelte Mädchen heraus. Bryant erzählte: "Er ließ sie hinknien, erschoss sie mitten auf der Straße und ließ sie einfach dort liegen. Die Leute sahen zu und taten nichts." Ein anderes Mal sah Bryant zu, wie ein Dorfältester sein eigenes Grab schaufelte und dann von zwei Taliban-Kämpfern erschossen wurde.

In den Anfangsmonaten wurde auch Bryant vom Jagdfieber gepackt, wenn seine Squadron wirklich "böse Buben" verfolgte und sie "erlegte". Schon bald sah er seinen Job aber sehr ambivalent. Häufig musste er daran denken, wie sich das Leben in den Städten und Dörfern veränderte, über denen die Drohnen wie Bussarde im Aufwind kreisten. Wie würde er sich fühlen, wenn er unter dem Schatten dieser Roboter-Vögel leben müsste? "Das wäre schrecklich," meinte er jetzt. Zunächst glaubte er, sein Auftrag sei überlebenswichtig,

weil sich mit den Drohnen die Leiden des Krieges verringern und Leben (von US-Soldaten) retten ließen. Als diese Annahme mit den schrecklichen Bildern kollidierte, die er in starker Auflösung aus einer Höhe von zwei Meilen (3.200 m) ansehen musste, versuchte er das Problem für sich zu klären. Er fand bald heraus, dass sein Job ihn abstumpfte und er so leicht in seine "Zombie-Rolle" glitt wie in seine Fliegerkombi.

Bryants zweiter Drohnen-Angriff fand nur einige Wochen nach dem Angriff auf die drei Männer auf dem Feldweg in der Provinz Kunar statt. Er wurde einem Piloten zugeteilt, den er nicht besonders mochte, mit dem Auftrag, ein Anwesen zu überwachen, in dem sich nach Angaben des Geheimdienstes eine wertvolle Zielperson, vermutlich ein Kommandeur der Taliban oder eines Al-Qaida-Ablegers aufhielt, dessen Identität nicht genau überprüft worden war. Bei dem Anwesen handelte es sich um ein typisches afghanisches Gehöft aus Lehmziegeln, in dessen Innenhof Ziegen und Kühe grasten. Das Drohnen-Team beobachtete stundenlang eine Ecke des Hauptgebäudes, ohne etwas zu entdecken. Man nahm an, dass die Zielperson schlief.

Dann war die Ruhe plötzlich zu Ende. "Wir erhielten den Befehl, uns feuerbereit zu machen," erklärte Bryant. "Wir sollten das Gebäude zum Einsturz bringen. Der Geheimdienst habe erfahren, dass sich die gesuchte Zielperson darin aufhalte. Dem Drohnen-Team wurde nicht mitgeteilt, wer die Zielperson war, und warum es eine Hellfire-Rakete auf das Dach dieses speziellen Hauses abfeuern sollte.

Bryant richtet seinen Ziel-Laser auf die Ecke des Gebäudes. Der Pilot meldete: "Rakete gestartet." In dem Gehöft regte sich nichts, außer den weißschimmernden Kühen und Ziegen. Bryant zoomte das Gehöft näher heran. Plötzlich, nur sechs Sekunden vor dem Einschlag (der Rakete), sah er bei dem Haus eine hastige Bewegung. "Eine Gestalt rannte außen um die Ecke zur Vorderseite des Gebäudes. Für mich sah es wie ein kleines Kind aus, wie eine kleine menschliche Person."

Entsetzt starrte Bryant auf den Bildschirm. "Dann gab es diesen riesigen Blitz, und niemand war mehr zu sehen." Er schaute zum Piloten und wollte wissen: "Hast du auch das Kind gesehen?" Per Chat-Nachricht fragten sie ihren Überwacher, einen Beobachter eines Geheimdienstes, der ihren Angriff irgendwo auf der Welt – vielleicht in Bagram oder im Pentagon – miterlebt hatte, ob gerade ein Kind in ihre Schussbahn gelaufen wäre?

"Und der sagte, wir haben das überprüft, es war nur ein Hund."

Bryant und der Pilot spielten sich den Angriff, der auf einer 8-mm-Kassette aufgezeichnet worden war, immer wieder vor. Sie sahen die kleine Gestalt, die um die Ecke bog, ganz deutlich, und Bryant war sicher, dass es kein Hund war.

Wäre das Kind nur ein paar Sekunden früher aufgetaucht, hätte Bryant die Rakete mit seinem Ziel-Laser noch von dem Gehöft weggleiten können. Bryant hätte die 95.000 Dollar kostende Hellfire-Rakete sicher geopfert, um das gesehene Kind zu retten. Nach offizieller Darstellung des Drohnen-Angriffs, war aber nichts Ungewöhnliches passiert. "Der Pilot war der Prototyp eines Soldaten, der sich nicht mit Vorgesetzten anlegt," bedauerte Bryant. Deshalb berichtete er nach dem Angriff nur, das Gebäude sei zerstört und die wertvolle Zielperson ausgeschaltet worden. In seinem Bericht kam weder ein Hund noch ein anders Wesen vor. Wenn es ein Kind gegeben hätte, dürfte es nur ein Infrarotgeist gewesen sein.

In größere Nähe "zu realen Kämpfen" und den Erlebnissen der kämpfenden Truppe mit Sprengfallen und Mörser-Beschuss kam Bryant nur, als er sich freiwillig in den Irak versetzen ließ. Im sengend heißen Sommer und Herbst 2007 war er auf dem Flugplatz in Balad stationiert und flog von dort aus Predators, die zur Verteidigung von US-Basen eingesetzt

waren und das Gelände nach Aufständischen absuchten. Einige US-Soldaten begrüßten die Drohnen-Teams als "Schutzengel am Himmel", die meisten verspotteten sie aber als "Sessel-Krieger", die Orden wie das Purple Heart (das US-Verwundetenabzeichen, s. https://de.wikipedia.org/wiki/Purple_Heart) schon bekämen, wenn sie sich ihre Finger an in der Mikrowelle erhitzten Fertiggerichten verbrannt hätten.

Bryant versuchte den Spott mit Szenen zu kompensieren, die er auf seinem Monitor sah. Während einer Schicht erhielt er den Auftrag, die Koordinaten eines Trainingscamps der Aufständischen festzustellen und auf dort befindliche Kämpfer zu feuern. Er fand einen Schießplatz und sah, wie mehrere Kämpfer alle das gleiche Gebäude betraten. Eines der Probleme beim Ausschalten von Aufständischen war, dass sie häufig mit ihren Familien reisten und man nie wusste, ob sich in Gebäuden, die Kämpfer aufsuchten, nicht auch Frauen und Kinder befanden. Bryant erfasste das Gebäude, wie befohlen, mit seinem Ziel-Laser, als plötzlich eine Rauchwolke aufstieg und eine Druckwelle das ganze Gebäude zum Einsturz brachte. Ein F-16-Kampfflugzeug hatte Bryants Zielkoordinaten genutzt und eine 1.000-Pound-Bombe auf das Gebäude abgeworfen, deren Sprengkraft das Zehnfache der Sprengkraft einer Hellfire-Rakete betrug. "Sie hatten uns nicht gesagt, dass sie bombardieren würden," schimpfte Bryant. "Es wäre schön gewesen, wenn sie uns vorher informiert hätten."

2008 erhielt Bryant einen neuen Posten "auf dem beschissensten Platz der Welt" – bei einer Drohnen-Staffel auf der Cannon Air Force Base in Clovis, New Mexico, wo, nach Bryants Aussage, "die Luft keinen Sauerstoff enthält, dafür aber penetrant nach Kuh-Scheiße stinkt". Er blieb noch mehrere Jahre Sensor-Operator, hatte nun aber ganz andere Aufgaben. Jetzt verfolgte er hauptsächlich hochwertige Zielpersonen für das Special Operations Command (s. auch https://de.wikipedia.org/wiki/United_States_Special_Operations_Command), das geheimnisumwitterte Kommando, das auch die Jagd nach Osama bin Laden anführte. "Wir sollten nur Topterroristen aufspüren. Erst haben sie uns mit einer Power Point Präsentation über die Kerle und ihre Taten informiert, damit wir wussten, wen wir jagen sollten. Das gefiel mir, ich wollte vorher über die Scheißkerle Bescheid wissen," betonte Bryant.

Bryant ist nicht grundsätzlich gegen den Einsatz von Drohnen. Er sieht sie als Werkzeug, das, wie viele andere, auch für gute Zwecke eingesetzt werden kann, zum Beispiel zum Aufspüren von Wilddieben oder Waldbränden. Ihm kommt es vor allem darauf an, von wem und zu welchem Zweck sie eingesetzt werden. "Es darf nicht sein, dass nur eine kleine Gruppe von Leuten über ihren Einsatz entscheidet und den auch noch selbst kontrolliert," sagte er. "Wir brauchen Transparenz. Die Menschen müssen wissen, wofür Drohnen verwendet werden und wer für ihren Einsatz verantwortlich ist."

Die US-Drohnenpolitik des letzten Jahrzehnts hat sich nicht gerade durch Transparenz ausgezeichnet. Als Bryant dafür ausgebildet wurde, Drohnen in den offiziellen US-Kriegen im Irak und in Afghanistan zu bedienen, wurde in Staaten wie Pakistan, Somalia und dem Jemen auch ein geheimer Drohnen-Krieg geführt. Seit 2004 hat die CIA im Rahmen eines mit dem pakistanischen Geheimdienst ausgehandelten geheimen Mordprogramms Hunderte von Drohnenangriffen auf pakistanischem Territorium durchgeführt. Weitere verdeckte CIA-Drohnen-Angriffe wurden von Saudi-Arabien aus gegen Militante im gesetzlosen, gebirgigen Binnenland des Jemen durchgeführt. Bryant selbst war niemals an Drohnen-Flügen für die CIA beteiligt, dazu werden nur Offiziere der Air Force herangezogen.

Zu den hochrangigsten Zielpersonen, die Bryants Staffel während seiner Dienstzeit in Clovis jagte, gehörte Anwar al-Awlaki, der in den USA geborene, im Jemen lebende Imam, der Kämpfer für Al-Qaida rekrutiert haben soll. Al-Awlaki und sein 16-jähriger Sohn wurden

zwar im Herbst 2011 von CIA-Drohnen getötet. Bryant behauptete aber, seine Staffel habe ihn aufgespürt.

Bis 2011 hatte Bryant fast 6.000 Flugstunden angesammelt, war an Hunderten von Drohnen-Einsätzen beteiligt und hat dabei Hunderte von "Feinden" ins Visier genommen. Am Ende befand er sich in einer Art "Dämmerzustand". Am Eingang zur Flugleitzentrale in Clovis hingen an einem großen Anschlagbrett Fotos von Zielpersonen wie al-Awlaki; wenn er die Gesichter ansah, fragte er sich manchmal: "Welcher von diesen Scheißkerlen wird wohl heute dran glauben müssen?"

Es schien ihm, als rede die Stimme eines anderen dunklen Ichs in ihm: "Da wusste ich, dass ich aufhören musste."

Im Frühling 2011, fast sechs Jahre nach seiner Verpflichtung, gab Senior Airman (Hauptgefreiter) Brandon Bryant seinen Job bei der Air Force auf und verzichtet damit auf einen Bonus von 109.000 Dollar, den er bekommen hätte, wenn er bei der Drohnen-Fliegerei geblieben wäre. Zum Abschied erhielt er eine Art Leistungsnachweis über seine Zeit bei der Air Force. "Sie gaben mir eine Liste meiner Taten," berichtete er, "Anzahl der getöteten Feinde, Anzahl der aufgespürten Feinde, Anzahl der getöteten oder aufgespürten hochwertigen Zielpersonen und sonstige Leistungen." Er nannte das Papier sein Diplom. Er hatte nicht bei allen gezählten Getöteten den Ziel-Laser geführt oder den Auslöser gedrückt, weil er aber an allen Drohnen-Flügen beteiligt war, seien das auch seine Toten. Vor allem eine Zahl mache ihn krank.

"Gesamtzahl der im Kampf getöteten Feinde: 1.626."

"Über meinem ersten Raketentreffer konnte ich wochenlang mit niemand reden," sagte Bryant, als er mich mit seinem verbeulten schwarzen Dodge Neon (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Dodge_Neon) immer wieder im Kreis um seine Heimatstadt Missoula (s. <https://de.wikipedia.org/wiki/Missoula>) fuhr. Ein gelber Aufkleber mit der Aufschrift "Support our Troops!" (Unterstützt unsere Soldaten! s. <http://www.pro-touring.com/threads/75246-quot-Support-the-troops-quot-and-other-such-empty-BS>) auf seiner Stoßstange war vom Streusalz schon ganz zerfressen. Im Innenraum des Autos klebten die Wappen verschiedener Einheiten, in denen er gedient hatte, und auf dem Rücksitz lag ein Seesack, je zur Hälfte mit schmutziger Wäsche und abgetragenen Klamotten gefüllt. Unter dem grauen Winterhimmel fuhren wir immer wieder an Einkaufszentren und Kaufhäusern vorbei und konnten weit im Süden die verschneiten Gipfel der Bitterroot Ranges (der Bitterrootkette. s. <https://de.wikipedia.org/wiki/Bitterrootkette>) sehen. Bryant starrte nach vorn, als verfolge er eine Rakete auf einem endlosen Flug. "Ich wusste nicht, was es bedeutete, jemanden zu töten und ihn dann ausbluten zu sehen, weil ich ihm das angetan habe."

In der Nacht, in der das passiert war, hatte er auf dem Heimweg zu schluchzen angefangen. Er fuhr an den Straßenrand und rief seine Mutter an: "Sie sagte nur, alles wird gut, und als ich ihr erzählte, dass ich Menschen umgebracht hatte und mich deshalb schuldig fühle, sagt sie, das ist gut, wenn du dich so fühlst, und das sollte sich niemals ändern."

Andere Mitglieder seiner Staffel reagierten ganz anders auf ihre Probleme. Ein anderer Sensor-Operator trank nach jedem tödlichen Angriff zu Haus eine ganze Flasche Whisky aus. Eine Operatorin verweigerte nach ihrem ersten Angriff jede weitere Beteiligung – auch unter Androhung eines Kriegsgerichtsverfahrens. Ein Pilot hatte Alpträume, nachdem er zwei kopflose Körper im Tigris treiben sah. Bryant selbst hatte bizarre Träume, in denen ihm Figuren aus seinem Lieblingsvideospiele "World of Warcraft" (weitere Infos dazu s. https://de.wikipedia.org/wiki/World_of_Warcraft) in Infrarot erschienen.

Mitte 2011 kam Bryant wieder nach Missoula zurück – zornig, isoliert und deprimiert. Als er in einem Best Buy (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Best_Buy) mit seiner Kreditkarte ein Videospiel kaufen wollte und sich ausweisen musste, zeigte er seinen Militärausweis. Ein Teenager hinter ihm sagte: "Sie sind ja beim Militär. Mein Bruder ist Marineinfanterist; er hat schon mindestens 36 Kerle gekillt und erzählt mir ständig davon." Bryant drehte sich zu ihm um und fuhr ihn an: "Verdammt, wenn du noch einmal so was Bescheuertes zu mir sagst, steche ich dich ab! Wie kannst du so leichtfertig über den Tod von Menschen reden." Das Kind wurde ganz blass, und Bryant nahm sein Spiel und ging weg.

Auf Drängen eines Vietnam-Veteranen, den er im örtlichen Veteranen-Büro traf, ging Bryant schließlich zu einer Therapeutin. Nach einigen Sitzungen brach er regelrecht zusammen: "Ich sagte ihr, dass ich ein Held werden wollte, mich aber nicht wie ein Held fühle. Ich wollte etwas Gutes (für mein Land) tun, habe jetzt aber das Gefühl, dass ich die letzten sechs Jahre meines Lebens vergeudet habe." Sie diagnostizierte eine posttraumatische Belastungsstörung / PTSD bei ihm.

Das war eine unerwartete Diagnose. Jahrzehntlang wurde PTSD nur als Folge einer Angstpsychose betrachtet, als Langzeitwirkung ausgestandener Todesangst. In letzter Zeit werden immer häufiger "moralische Schuldgefühle" als Ursache angesehen. Das ist eine tektonische Veränderung: Nicht mehr die Gewalt, die jemand im Krieg erlitten, sondern die Gewalt die er im Krieg anderen angetan und die Hilfe, die er ihnen verweigert hat, gilt nun als Hauptursache für PTSD. Dieses Umdenken wird dem klinischen Psychiater Jonathan Shay zugeschrieben, der in seinem Buch "Achill in Vietnam" (s. unter <http://www.amazon.de/Achill-Vietnam-Kampftrauma-Pers%C3%B6nlichkeitsverlust-Jonathan/dp/3930908360>) seinen Ansatz bis zurück in den Trojanischen Krieg verfolgt hat. Die todbringenden Werkzeuge haben sich verändert – vom Speer bis zur Hellfire-Rakete – aber die Auswirkungen blutender Wunden auf das menschliche Gewissen sind gleich geblieben. Die bei Bryant diagnostizierte PTSD passt genau in dieses neue Verständnis. Auch Bryant sieht das so. "Ich habe wirklich keine Angst," stellte er fest. "Aber ich stehe unter seelischem Druck. Ich ertrage es nicht, Menschen das Leben genommen zu haben."

2011 haben Psychologen der Air Force eine Untersuchung der psychischen Verfassung von über 600 Kampfdrohnen-Operatoren abgeschlossen. 42 Prozent davon gaben an, unter leichtem bis starkem Stress zu stehen, und 20 Prozent litten unter emotionaler Erschöpfung oder Burnout. Die Autoren der Studie kamen zu dem erschreckenden Ergebnis, dass sich viele der Untersuchten in einem "lebensbedrohenden Konflikt" befanden. Eine spätere Studie ergab, dass Drohnen-Teams genau so häufig unter Depressionen, Angstzuständen, PTSD, Alkoholmissbrauch und Selbstmordgedanken litten wie die Besatzungen von Kampffjets. Diese Auswirkungen scheinen genau in dem Zeitraum besonders hoch gewesen zu sein, in dem sich Bryant im Irak befand. Um die Belastungen zu verringern, haben Forscher vorgeschlagen, einen virtuellen Piloten in die Drohne zu setzen, auf den die Operatoren am Boden ihre Schuldgefühle abwälzen können.

Im Sommer 2012 trat Bryant als Reservist wieder in die Air Force ein, weil er hoffte, in dem berühmten SERE-Programm unterzukommen (SERE ist ein Kürzel für Survival, Evasion, Resistance and Escape, d.h. Überleben, Untertauchen, Widerstand und Flucht), in dem Piloten lernen sollen, wie sie sich nach einem Absprung über feindlichem Gebiet zu verhalten haben. Nachdem er so vielen Menschen den Tod gebracht hatte, wollte er jetzt helfen, Leben zu retten. Weil er bei einem Trainingsunfall eine schwere Gehirnerschütterung erlitt, stieg er aber wieder aus und kehrte nach Missoula zurück. Er musste am Stock gehen, hatte Kopfschmerzen und Gedächtnislücken und fiel in eine tiefe Depression.

Bryant ging es so schlecht, dass er oft die Runde durch Dutzende dunkle Bars in Missoula machte, sich mit Whisky und Cola bis zum Blackout betrank und tage- oder monatelang

nur herumlungerte. In dieser Zeit verbrachte er viele Nächte in seinem polartauglichen, regierungseigenen Schlafsack auf einem Parkplatz in der Stadtmitte am Ufer des Clark Fork Rivers (s. https://de.wikipedia.org/wiki/Clark_Fork_%28Fluss%29). Dort gibt es einen kleinen Park mit Spielgeräten aus Holz, darunter auch eine Drachenfigur mit Rutschen und Leitern, die eine kleine Plattform trägt. Oft kletterte er stockbetrunken auf diese Plattform, um dort die Nacht zu verbringen.

Er hat nicht viele Erinnerungen an diese schlimme Zeit im Sommer 2012, seine Mutter, LanAnn denkt aber noch oft daran. Mehrmals deponierte er einen seltsam aussehenden verschlossen Kasten auf ihrem Küchentisch, den sie dann in den Wandschrank stellte. Nach dem dritten Mal stand der Kasten morgens offen, und darin lag eine geladene halbautomatische Pistole des Typs Sig Sauer P226 (s. https://de.wikipedia.org/wiki/SIG_Sauer_P226). Weil sie befürchtete, er würde sich damit erschießen, gab sie die Pistole einem Freund, der sie in seinen Waffenschrank einschloss. Sie hatte mit ihrem Sohn erst eine Woche vor unserem Besuch darüber gesprochen, Bryant hatte es aber schon wieder vergessen.

"Ich habe damals wirklich befürchtet, ihn zu verlieren," sagte LanAnn Bryant.

Das konnte nicht so weitergehen. Bryant hoffte, die Bevölkerung durch Informationen an die Presse auf die Probleme der Drohnen-Teams aufmerksam machen zu können, damit sie endlich verstand, "dass der Drohnen-Krieg kein Videospiele" war. Im Herbst wandte er sich an einen Reporter des deutschen Nachrichtenmagazins *DER SPIEGEL* (s. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-90048993.html>). Dessen Artikel wurde ins Englische übersetzt, und das britische Boulevardblatt *Daily Mail* druckte ihn mit der irreführenden Überschrift "Drohnen-Operator, der auf Befehl ein Kind töten musste, beschloss auszusteigen" nach (s. <http://www.dailymail.co.uk/news/article-2249252/Brandon-Bryant-Drone-operator-followed-orders-shoot-child--decided-quit.html>). Die Story schlug ein wie eine Bombe.

Die Drohnen-Befürworter reagierten sofort und sehr heftig. Innerhalb von Tagen verlor Bryant 157 seiner Facebook-Freunde. Ein ehemaliger Air-Force-Kumpel schrieb ihm: "Du bist ein Scheiß-Lügner. Verrotte in der Hölle!" In einer Art digitalen Selbstbestrafung las Bryant Tausende von Beschimpfungen, viele mit bitteren Anschuldigungen. "Ich habe jede einzelne Zuschrift gelesen," beteuerte er, "ich wollte das unbedingt durchstehen." Das Spektrum der an Bryant Schreibenden reichte von Friedensaktivisten, die den Drohnen-Krieg ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit nannten, bis zu Kriegsveteranen, die Bryant als Weichei schmähten. Er hat sogar Todesdrohungen erhalten, sie aber nicht ernst genommen. Weil er die Medien informiert hatte, forderten andere, ihn wegen Landesverrats zu exekutieren. Am gleichen Tag, an dem eins unserer Interviews stattfand, veröffentlichte die *New York Times* einen Artikel über die Militärforschung zu PTSD bei Drohnen-Operatoren. Ich sah Bryant dabei zu, wie er bei Facebook veröffentlichte Kommentare las, deren Verfasser sich darüber lustig machten, dass Drohnen-Operatoren seelische Traumata erleiden könnten.

Eine schrieb: "Ich habe mir beim Schreiben dieser Zeilen einen Scheiß-Nagel abgebrochen! Die Typen sollten sich doch auf ihren bequemen Sesseln anschnallen, damit sie keine PTSD bekommen, wenn sie Leichen zählen sollen."

Und dann schaltete sich Bryant ein:

"Ich schäme mich, dass ich einige von euch Arschlöchern Waffenbrüder genannt habe. Kampf ist Kampf, und Töten bleibt Töten. Drohnen-Krieg ist kein Videospiele. Wie viele von euch haben gleich mehrere Menschen umgebracht, der Bergung ihrer Leichen und ihrem Begräbnis zugesehen und dann auch noch die um das Grab Stehenden getötet?"

Ja, es ist nicht so gefährlich, wie selbst im Bodenkampf zu stehen. Na und? Ihr solltet aber selbst einmal mit Drohnen töten, bevor ihr euch eure verdammten Mäuler über uns zerreißt und sie euch gestopft werden."

Bei seiner Verteidigung – in einem virtuellen Wortgefecht über einen realen Krieg – hämmerte Bryant wütend auf die Tastatur seines Laptops ein. Er erklärte mir, während seiner Arbeit als Drohnen-Operator, habe er sich manchmal wie ein Zombie oder ein Roboter gefühlt, der selbst zur Drohne geworden ist. Solche technischen Apparate haben weder Gewissen noch Bewusstsein; Drohnen haben auch keine Gewissensbisse, aber Bryant hat sie ganz sicher. Er möchte sich zum Rettungssanitäter ausbilden lassen und in einem Krankenwagen mitfahren, um endlich Menschen retten zu können, was er schon immer wollte. Seine Träume sind nicht mehr infrarot, und der sich schnell bewegende Schatten, den er früher bei geschlossenen Augen gesehen hat, ist auch verschwunden.

Bryant schloss seinen Laptop, ging in den Hof und warf seinem umhertollenden Hund, einem großen japanischen Mastiff (s. <http://www.tosa-inu.de/Rasseportrait.html>), einen Tennisball zu. Schneefinger griffen von den Gipfeln der Bitterroot Ranges nach den dunklen Wäldern an ihren Hängen, und breite weiße Kondensstreifen hoch am Himmel glänzten in der Sonne des späten Nachmittags. Für Bryant hat die Landschaft im Westen Montanas eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Hindukusch in Afghanistan, den er nur auf seinem Monitor gesehen hat. Während der langen Drohnen-Flügen war es für ihn oft schwierig, sich vorzustellen, dass auch die körnigen Bilder vor seinen Augen die reale Welt zeigten, dass trotz der technologisch überbrückten großen Entfernung auch auf der anderen Seite der Welt, das Prinzip von Ursache und Wirkung galt. Das gespenstische Tal, das die Kameras der darüber kreisenden Drohne aufnahmen, warf den Blick des Beobachters auf ihn selbst zurück

Der Journalist Matthew Power (s. https://en.wikipedia.org/wiki/Matthew_Power), der diesen Artikel verfasst hat, ist bei Recherchen in Uganda plötzlich schwer erkrankt und dort am 10. März 2014 verstorben.

(Wir haben den eindrucksvollen Artikel über einen beeindruckenden Menschen komplett übersetzt und mir Ergänzungen und Links in Klammern versehen. Anschließend drucken wir den Originaltext ab. Unter <https://netzpolitik.org/2015/die-nutzung-der-us-basis-ramstein-als-relais-station-fuer-toedliche-drohnenangriffe-eine-faktensammlung/> sind weitere wichtige Infos über Brandon Bryant und die Rolle der US Air Base Ramstein im US-Drohnenkrieg aufzurufen.)



Confessions of a Drone Warrior

By Matthew Power
October 22, 2013

He was an experiment, really. One of the first recruits for a new kind of warfare in which men and machines merge. He flew multiple missions, but he never left his computer. He hunted top terrorists, saved lives, but always from afar. He stalked and killed countless people, but could not always tell you precisely what he was hitting. Meet the 21st-CENTURY AMERICAN KILLING MACHINE who's still utterly, terrifyingly human.

From the darkness of a box in the Nevada desert, he watched as three men trudged down a dirt road in Afghanistan. The box was kept cold—precisely sixty-eight degrees—and the only light inside came from the glow of monitors. The air smelled spectrally of stale sweat and cigarette smoke. On his console, the image showed the midwinter landscape of eas-

tern Afghanistan's Kunar Province—a palette of browns and grays, fields cut to stubble, dark forests climbing the rocky foothills of the Hindu Kush. He zoomed the camera in on the suspected insurgents, each dressed in traditional shalwar kameez, long shirts and baggy pants. He knew nothing else about them: not their names, not their thoughts, not the thousand mundane and profound details of their lives.

He was told that they were carrying rifles on their shoulders, but for all he knew, they were shepherd's staffs. Still, the directive from somewhere above, a mysterious chain of command that led straight to his headset, was clear: confirmed weapons. He switched from the visible spectrum—the muted grays and browns of “day-TV”—to the sharp contrast of infrared, and the insurgents' heat signatures stood out ghostly white against the cool black earth. A safety observer loomed behind him to make sure the “weapon release” was by the book. A long verbal checklist, his targeting laser locked on the two men walking in front. A countdown—three...two...one...—then the flat delivery of the phrase “missile off the rail.” Seventy-five hundred miles away, a Hellfire flared to life, detached from its mount, and reached supersonic speed in seconds.

It was quiet in the dark, cold box in the desert, except for the low hum of machines.

He kept the targeting laser trained on the two lead men and stared so intently that each individual pil stood out, a glowing pointillist dot abstracted from the image it was meant to form. Time became almost ductile, the seconds stretched and slowed in a strange electronic limbo. As he watched the men walk, the one who had fallen behind seemed to hear something and broke into a run to catch up with the other two. Then, bright and silent as a camera flash, the screen lit up with white flame.

Airman First Class Brandon Bryant stared at the scene, unblinking in the white-hot clarity of infrared. He recalls it even now, years later, burned into his memory like a photo negative: “The smoke clears, and there's pieces of the two guys around the crater. And there's this guy over here, and he's missing his right leg above his knee. He's holding it, and he's rolling around, and the blood is squirting out of his leg, and it's hitting the ground, and it's hot. His blood is hot. But when it hits the ground, it starts to cool off; the pool cools fast. It took him a long time to die. I just watched him. I watched him become the same color as the ground he was lying on.”

That was Brandon Bryant's first shot. It was early 2007, a few weeks after his twenty-first birthday, and Bryant was a remotely-piloted-aircraft sensor operator—a “sensor” for short—part of a U.S. Air Force squadron that flew Predator drones in the skies above Iraq and Afghanistan. Beginning in 2006, he worked in the windowless metal box of a Ground Control Station (GCS) at Nellis Air Force Base, a vast sprawl of tarmac and maintenance hangars at the edge of Las Vegas.

The airmen kept the control station dark so they could focus on controlling their MQ-1B Predators circling two miles above the Afghan countryside. Bryant sat in a padded cockpit chair. He had a wrestler's compact build, a smooth-shaved head, and a piercing ice blue gaze frequently offset by a dimpled grin. As a sensor, his job was to work in tandem with the drone's pilot, who sat in the chair next to him. While the pilot controlled the drone's flight maneuvers, Bryant acted as the Predator's eyes, focusing its array of cameras and aiming its targeting laser. When a Hellfire was launched, it was a joint operation: the pilot pulled a trigger, and Bryant was responsible for the missile's “terminal guidance,” directing the high-explosive warhead by laser to its desired objective. Both men wore regulation green flight suits, an unironic Air Force nod to the continuity of military decorum in the age of drone warfare.

Since its inception, the drone program has been largely hidden, its operational details gathered piecemeal from heavily redacted classified reports or stage-managed media tours by military public-affairs flacks. Bryant is one of very few people with firsthand experience as an operator who has been willing to talk openly, to describe his experience from the inside. While Bryant considers leakers like Chelsea Manning and Edward Snowden heroes willing to sacrifice themselves for their principles, he's cautious about discussing some of the details to which his top-secret clearance gave him access. Still, he is a curtain drawn back on the program that has killed thousands on our behalf.

Despite President Obama's avowal earlier this year that he will curtail their use, drone strikes have continued apace in Pakistan, Yemen, and Afghanistan. With enormous potential growth and expenditures, drones will be a center of our policy for the foreseeable future. (By 2025, drones will be an \$82 billion business, employing an additional 100,000 workers.) Most Americans—61 percent in the latest Pew survey—support the idea of military drones, a projection of American power that won't risk American lives.

And yet the very idea of drones unsettles. They're too easy a placeholder or avatar for all of our technological anxieties—the creeping sense that screens and cameras have taken some piece of our souls, that we've slipped into a dystopia of disconnection. Maybe it's too soon to know what drones mean, what unconsidered moral and ethical burdens they carry. Even their shape is sinister: the blunt and featureless nose cone, like some eyeless creature that has evolved in darkness.

For Bryant, talking about them has become a sort of confessional catharsis, a means of processing the things he saw and did during his six years in the Air Force as an experimental test subject in an utterly new form of warfare.

Looking back, it was really little more than happenstance that had led him to that box in the desert. He'd been raised poor by his single mom, a public-school teacher in Missoula, Montana, and he struggled to afford tuition at the University of Montana. In the summer of 2005, after tagging along with a buddy to the Army recruiting office, he wandered into the Air Force office next door. His friend got a bad feeling and bailed at the last minute, but Bryant had already signed his papers. In short order he was running around at Lackland Air Force Base during Warrior Week in the swelter of a Texas summer. He wasn't much for military hierarchy, but he scored high on his aptitude tests and was shunted into intelligence, training to be an imagery analyst. He was told he would be like "the guys that give James Bond all the information that he needs to get the mission done."

Most of the airmen in his intel class were funneled into the drone program, training at Creech Air Force Base in the sagebrush desert an hour north of Las Vegas. Bryant was told it was the largest group ever inducted. His sensor-operator course took ten weeks and led into "green flag" exercises, during which airmen piloted Predators and launched dummy Hellfires at a cardboard town mocked up in the middle of the desert. The missiles, packed with concrete, would punch through the derelict tanks and wrecked cars placed around the set. "It's like playing Dungeons & Dragons," says Bryant. "Roll a d20 to see if you hit your target." His training inspector, watching over his shoulder, would count down to impact and say, "Splash! You killed everyone."

Within a few months he "went off" to war, flying missions over Iraq at the height of the conflict's deadliest period, even though he never left Nevada.

His opening day on the job was also his worst. The drone took off from Balad Air Base, fifty miles outside Baghdad in the Sunni Triangle. Bryant's orders, delivered during a pre-s-

hft mission briefing, were straightforward: a force-protection mission, acting as a “guardian angel” over a convoy of Humvees. He would search out IEDs, insurgent activity, and other threats. It was night in the U.S. and already daylight in Iraq when the convoy rolled out.

From 10,000 feet, Bryant scanned the road with infrared. Traffic was quiet. Everything normal. Then he spotted a strange circle, glowing faintly on the surface of the road. A common insurgent’s technique for laying IEDs is to douse a tire with gasoline, set it afire on a roadway, and dig up the softened tar beneath. The technique leaves a telltale heat signature, visible in infrared. Bryant, a fan of *The Lord of the Rings*, joked that it looked like the glowing Eye of Sauron.

Bryant pointed the spot out to the pilot, who agreed it looked like trouble. But when they tried to warn the convoy, they realized they couldn’t. The Humvees had activated their radio jammers to disrupt the cell-phone signals used to remotely detonate IEDs. The drone crew’s attempts at radio contact were as useless as shouting at the monitor. Brandon and his pilot patched in their flight supervisor to brainstorm a new way to reach them. They typed frantically back and forth in a group chat, a string of messages that soon included a cast of superiors in the U.S. and Iraq. Minutes passed, and the convoy rolled slowly toward the glowing circle. Bryant stared at the screen, heart pounding, scarcely breathing. The lead Humvee rolled across the eye. “Nothing happens,” says Bryant. “And we’re kind of like, maybe it was a mistake. Everyone’s like Whew, good on you for spotting it, but we’re glad that it wasn’t what you thought it was.” He remembers exhaling, feeling the nervous tension flow out of him.

“And the second vehicle comes along and boom....”

A white flash of flame blossomed on the screen. Bryant was zoomed in as close as he could get, toggling his view between infrared and day-TV, watching in unblinking horror as the shredded Humvee burned. His headset exploded with panicked chatter from the ground in Iraq: What the fuck happened? We’ve got guys down over here! Frantic soldiers milled around, trying to pull people out of the smoldering wreckage. The IED had been tripped by either a pressure plate or manual detonation; the radio jammers would have done nothing to prevent it. Three soldiers were severely wounded, and two were killed.

“I kind of finished the night numb,” Bryant says. “Then you just go home. No one talked about it. No one talked about how they felt after anything. It was like an unspoken agreement that you wouldn’t talk about your experiences.”

The pace of work in the box unraveled Bryant’s sense of time. He worked twelve-hour shifts, often overnight, six days a week. Both wars were going badly at the time, and the Air Force leaned heavily on its new drone fleet. A loaded Predator drone can stay aloft for eighteen hours, and the pilots and sensors were pushed to be as tireless as the technology they controlled. (Bryant claims he didn’t get to take leave for the first four years he served.)

Even the smell of that little shed in the desert got to Bryant. The hermetically sealed control center was almost constantly occupied—you couldn’t take a bathroom break without getting swapped out—and the atmosphere was suffused with traces of cigarette smoke and rank sweat that no amount of Febreze could mask. One bored pilot even calculated the number of farts each cockpit seat was likely to have absorbed.

Mostly the drone crews’ work was an endless loop of watching: scanning roads, circling compounds, tracking suspicious activity. If there was a “troops-in-contact” situation—a fire-

fight, ground troops who call in a strike—Bryant's Predator could be called to the scene in minutes with its deadly payload. But usually time passed in a haze of banal images of rooftops, walled courtyards, or traffic-snarled intersections.

Sitting in the darkness of the control station, Bryant watched people on the other side of the world go about their daily lives, completely unaware of his all-seeing presence wheeling in the sky above. If his mission was to monitor a high-value target, he might linger above a single house for weeks. It was a voyeuristic intimacy. He watched the targets drink tea with friends, play with their children, have sex with their wives on rooftops, writhing under blankets. There were soccer matches, and weddings too. He once watched a man walk out into a field and take a crap, which glowed white in infrared.

Bryant came up with little subterfuges to pass the long hours at the console: sneaking in junk food, mending his uniforms, swapping off twenty-minute naps with the pilot. He mastered reading novels while still monitoring the seven screens of his station, glancing up every minute or two before returning to the page. He constructed a darkly appropriate syllabus for his occupation. He read the dystopian sci-fi classic *Ender's Game*, about children whose violent simulated games turn out to be actual warfare. Then came Asimov, Bryant pondering his Three Laws of Robotics in an age of Predators and Hellfires. A robot may not injure a human being....

Bryant took five shots in his first nine months on the job. After a strike he was tasked with lingering over a site for several haunting hours, conducting surveillance for an "after-action report." He might watch people gather up the remains of those killed and carry them to the local cemetery or scrub the scene by dumping weapons into a river. Over Iraq he followed an insurgent commander as he drove through a crowded marketplace. The man parked in the middle of the street, opened his trunk, and pulled two girls out. "They were bound and gagged," says Bryant. "He put them down on their knees, ecuted them in the middle of the street, and left them there. People just watched it and didn't do anything." Another time, Bryant watched as a local official groveled in his own grave before being ecuted by two Taliban insurgents.

In the early months Bryant had found himself swept up by the Big Game excitement when someone in his squadron made "mind-blowingly awesome shots, situations where these guys were bad guys and needed to be taken out." But a deep ambivalence about his work crept in. Often he'd think about what life must be like in those towns and villages his Predators glided over, like buzzards riding updrafts. How would he feel, living beneath the shadow of robotic surveillance? "Horrible," he says now. But at first, he believed that the mission was vital, that drones were capable of limiting the suffering of war, of saving lives. When this notion conflicted with the things he witnessed in high resolution from two miles above, he tried to put it out of his mind. Over time he found that the job made him numb: a "zombie mode" he slipped into as easily as his flight suit.

Bryant's second shot came a few weeks after targeting the three men on that dirt road in Kunar. He was paired with a pilot he didn't much like, instructed to monitor a compound that intel told them contained a high-value individual—maybe a Taliban commander or Al Qaeda affiliate, nobody briefed him on the specifics. It was a typical Afghan mud-brick home, goats and cows milling around a central courtyard. They watched a corner of the compound's main building, bored senseless for hours. They assumed the target was asleep.

Then the quiet ended. "We get this word that we're gonna fire," he says. "We're gonna shoot and collapse the building. They've gotten intel that the guy is inside." The drone

crew received no further information, no details of who the target was or why he needed a Hellfire dropped on his roof.

Bryant's laser hovered on the corner of the building. "Missile off the rail." Nothing moved inside the compound but the eerily glowing cows and goats. Bryant zoned out at the pils. Then, about six seconds before impact, he saw a hurried movement in the compound. "This figure runs around the corner, the outside, toward the front of the building. And it looked like a little kid to me. Like a little human person."

Bryant stared at the screen, frozen. "There's this giant flash, and all of a sudden there's no person there." He looked over at the pilot and asked, "Did that look like a child to you?" They typed a chat message to their screener, an intelligence observer who was watching the shot from "somewhere in the world"—maybe Bagram, maybe the Pentagon, Bryant had no idea—asking if a child had just run directly into the path of their shot.

"And he says, 'Per the review, it's a dog.' "

Bryant and the pilot replayed the shot, recorded on eight-millimeter tape. They watched it over and over, the figure darting around the corner. Bryant was certain it wasn't a dog.

If they'd had a few more seconds' warning, they could have aborted the shot, guided it by laser away from the compound. Bryant wouldn't have cared about wasting a \$95,000 Hellfire to avoid what he believed had happened. But as far as the official military version of events was concerned, nothing out of the ordinary had happened. The pilot "was the type of guy to not argue with command," says Bryant. So the pilot's after-action report stated that the building had been destroyed, the high-value target eliminated. The report made no mention of a dog or any other living thing. The child, if there had been a child, was an infrared ghost.

The closest Bryant ever got to "real" combat—the roadside bombs and mortar fire experienced by combat troops—was after volunteering to deploy to Iraq. He spent the scorching summer and fall of 2007 stationed at the airfield in Balad, flying Predators on base-defense missions—scanning the area for insurgents. Some troops thanked the drone crews for being "angels in the sky," but more often they were the butt of jokes, mocked as "chair-borne rangers" who would "only earn a Purple Heart for burning themselves on a Hot Pocket."

Bryant struggled to square the jokes with the scenes that unfolded on his monitors. On one shift, he was told by command that they needed coordinates on an insurgent training compound and asked him to spot it. There was a firing range, and he watched as a group of fighters all entered the same building. One of the issues with targeting insurgents was that they often traveled with their families, and there was no way to tell who exactly was in any given building. Bryant lasered the building as he was ordered. Moments later, smoke mushroomed high into the air, a blast wave leveling the entire compound. An F-16, using Bryant's laser coordinates as guidance, had dropped a 1,000-pound bomb on the building—ten times the size of a Hellfire. "They didn't actually tell us that they were gonna blow it up," says Bryant. "We're like, 'Wow, that was nice of you to inform us of that.' "

In 2008, Bryant was transferred to a new post in "the shittiest place in the world," a drone squadron out of Cannon Air Force Base in Clovis, New Mexico, where, Bryant says, "the air is not oxygen, it's basically cow shit." He continued as an operator for several more years, but his directive had changed. He was now mainly tracking high-value targets for the Joint Special Operations Command—the same secret-shrouded branch of the service that spearheaded the hunt for Osama bin Laden. "We were going after top dudes. They

started showing us PowerPoint presentations on who these people are,” he says. “Why we’re after him, and what he did. I liked that. I liked being able to know shit like that.”

Bryant has never been philosophically opposed to the use of drones—he sees them as a tool, like any other, that can be used for good ends, citing their potential use to fight poachers, or to monitor forest fires. For him it’s about who controls them, and toward what ends. “It can’t be a small group of people deciding how they’re used,” he says. “There’s got to be transparency. People have to know how they’re being used so they’re used responsibly.”

Transparency has not been the defining feature of U.S. drone policy over the last decade. Even as Bryant was being trained to operate drones in our very public wars in Iraq and Afghanistan, a parallel and clandestine drone war was being waged in places like Pakistan, Yemen and Somalia. Since 2004, the CIA has carried out hundreds of strikes in Pakistani territory, cutting secret deals with Pakistani intelligence to operate a covert assassination program. Another covert CIA drone base was operated from Saudi Arabia, launching strikes against militants in the lawless and mountainous interior of Yemen. While Bryant never flew for the CIA itself, their drone operators were drawn directly from the Air Force ranks.

While stationed in Clovis, among the highest-value targets Bryant’s squadron hunted was Anwar al-Awlaki, the U.S.-born Yemeni imam and Al Qaeda recruiter. Al-Awlaki was ultimately killed by a CIA drone strike in Yemen in September 2011 (as was his 16-year-old son, Abdulrahman, a few weeks later). But Bryant claims his Air Force squadron “did most of the legwork” to pinpoint his location.

By 2011, Bryant had logged nearly 6,000 hours of flight time, flown hundreds of missions, targeted hundreds of enemies. He was in what he describes as “a fugue state of mind.” At the entrance to his flight headquarters in Clovis, in front of a large bulletin board, plastered with photographs of targets like al-Awlaki, he looked up at the faces and asked: “What motherfucker’s gonna die today?”

It seemed like someone else’s voice was speaking, some dark alter ego. “I knew I had to get out.”

By the spring of 2011, almost six years after he’d signed on, Senior Airman Brandon Bryant left the Air Force, turning down a \$109,000 bonus to keep flying. He was presented with a sort of scorecard covering his squadron’s missions. “They gave me a list of achievements,” he says. “Enemies killed, enemies captured, high-value targets killed or captured, stuff like that.” He called it his diploma. He hadn’t lased the target or pulled the trigger on all of the deaths tallied, but by flying in the missions he felt he had enabled them. “The number,” he says, “made me sick to my stomach.”

Total enemies killed in action: 1,626.

“After that first missile hit, I didn’t really talk to anyone for a couple weeks.” Bryant spoke to me while driving his beat-up black Dodge Neon in looping cursive circles around his hometown of Missoula. A yellow support-the-troops sticker on his bumper was obscured by a haze of road salt. The car’s interior was festooned with patches from the different units he’d served with; in the back seat was a military pack stuffed with equal parts dirty laundry and bug-out gear. The gray midwinter sky weighed on a procession of strip malls and big-box stores; the snowy crenellations of the Bitterroot Range stretched far away to the south. He stared ahead as though watching the scene of his shot on an endless loop. “I didn’t

know what it meant to kill someone. And watching the aftermath, watching someone bleed out, because of something that I did?”

That night, on the drive home, he'd started sobbing. He pulled over and called his mother. “She just was like, ‘Everything will be okay,’ and I told her I killed someone, I killed people, and I don't feel good about it. And she's like, ‘Good, that's how it should feel, you should never not feel that way.’ “

Other members of his squadron had different reactions to their work. One sensor operator, whenever he made a kill, went home and chugged an entire bottle of whiskey. A female operator, after her first shot, refused to fire again even under the threat of court martial. Another pilot had nightmares after watching two headless bodies float down the Tigris. Bryant himself would have bizarre dreams where the characters from his favorite game, *World of Warcraft*, appeared in infrared.

By mid-2011, Bryant was back in Missoula, only now he felt angry, isolated, depressed. While getting a video game at a Best Buy, he showed his military ID with his credit card, and a teenage kid behind him in line spoke up. “He's like, ‘Oh, you're in the military; my brother, he's a Marine, he's killed like thirty-six dudes, and he tells me about it all the time.’ And I turn around and say, ‘If you fucking ever talk like this to me again, I will stab you. Don't ever disrespect people's deaths like that ever again.’ “ The kid went pale, and Bryant took his game and left.

At the urging of a Vietnam veteran he met at the local VA office, Bryant finally went to see a therapist. After a few sessions, he just broke down: “I told her I wanted to be a hero, but I don't feel like a hero. I wanted to do something good, but I feel like I just wasted the last six years of my life.” She diagnosed him with post-traumatic stress disorder.

It was an unexpected diagnosis. For decades the model for understanding PTSD has been “fear conditioning”: quite literally the lasting psychological ramifications of mortal terror. But a term now gaining wider acceptance is “moral injury.” It represents a tectonic realignment, a shift from a focusing on the violence that has been done to a person in wartime toward his feelings about what he has done to others—or what he's failed to do for them. The concept is attributed to the clinical psychiatrist Jonathan Shay, who in his book *Achilles in Vietnam* traces the idea back as far as the Trojan War. The mechanisms of death may change—as intimate as a bayonet or as removed as a Hellfire—but the bloody facts, and their weight on the human conscience, remain the same. Bryant's diagnosis of PTSD fits neatly into this new understanding. It certainly made sense to Bryant. “I really have no fear,” he says now. “It's more like I've had a soul-crushing experience. An experience that I thought I'd never have. I was never prepared to take a life.”

In 2011, Air Force psychologists completed a mental-health survey of 600 combat drone operators. Forty-two percent of drone crews reported moderate to high stress, and 20 percent reported emotional exhaustion or burnout. The study's authors attributed their dire results, in part, to “existential conflict.” A later study found that drone operators suffered from the same levels of depression, anxiety, PTSD, alcohol abuse, and suicidal ideation as traditional combat aircrews. These effects appeared to spike at the exact time of Bryant's deployment, during the surge in Iraq. (Chillingly, to mitigate these effects, researchers have proposed creating a Siri-like user interface, a virtual copilot that anthropomorphizes the drone and lets crews shunt off the blame for whatever happens. Siri, have those people killed.)

In the summer of 2012, Bryant rejoined the Air Force as a reservist, hoping to get into the famed SERE program (Survival, Evasion, Resistance, Escape), where he would help train

downed pilots to survive behind enemy lines. After so much killing, he wanted to save people. But after a severe concussion in a training accident, he dropped out and returned once more to Missoula. He walked with a cane, had headaches and memory lapses, and fell into a black depression.

During the worst of it, Bryant would make the rounds of Missoula's dozens of roughneck bars and drink himself to blackout on whiskey and cokes, vanishing for days or weeks on end. Many of those nights he would take his government-issued minus-forty-degree sleeping bag and pull into a parking lot in the middle of town next to the Clark Fork river. There's a small park with a wooden play structure there, built to look like a dragon with slides and ladders descending from it. He would climb to the little lookout deck at the top, blind drunk, and sleep there, night after night.

He doesn't remember much of that hazy period last summer, but his mother, LanAnn, does. Several times he had left a strange locked case sitting out on the kitchen table at her house, and she had put it back in the closet. The third day she woke to find the case open, with a loaded Sig Sauer P226 semi-automatic pistol lying out. Terrified that he might kill himself, she gave it to a friend with a locked gun safe. She'd only told her son about it a week earlier. He had no memory of any of it.

"I really thought we were going to lose him," LanAnn Bryant says now.

Something needed to change. Bryant hoped that by going to the press, people would understand drone crews' experience of war, that it was "more than just a video game" to them. In the fall, he spoke to a reporter for the German newsweekly Der Spiegel. The story was translated into English, and the British tabloid Daily Mail picked it up, posting it with the wildly inaccurate headline drone operator followed orders to shoot a child...and decided he had to quit. The story went viral.

The backlash from the drone community was immediate and fierce. Within days, 157 people on Bryant's Facebook page had de-friended him. "You are a piece of shit liar. Rot in hell," wrote a former Air Force comrade. In a sort of exercise in digital self-flagellation, Bryant read thousands of Reddit comments about himself, many filled with blistering vitriol and re-primination. "I read every single one of them," he says. "I was trying to just get used to the negative feelings." The spectrum of critics ranged from those who considered drone warfare a crime against humanity to combat veterans who thought Bryant was a whiner. He'd had death threats as well—none he took seriously—and other people said he should be charged with treason and executed for speaking to the media. On the day of one of our interviews, The New York Times ran an article about the military's research into PTSD among drone operators. I watched as he scanned a barrage of Facebook comments mocking the very idea that drone operators could suffer trauma:

I broke a fucking nail on that last mission! Maybe they should wear seatbelts they can claim PTSD when they have to do "Body Collection & Identification"

And then Bryant waded in:

I'm ashamed to have called any of you assholes brothers in arms. Combat is combat. Killing is killing. This isn't a video game. How many of you have killed a group of people, watched as their bodies are picked up, watched the funeral, then killed them too?

Yeah, it's not the same as being on the ground. So fucking what? Until you know what it is like and can make an intelligent meaningful assessment, shut your goddamn fucking

mouths before somebody shuts them for you.

Bryant's defense—a virtual battle over an actual war—left him seething at his keyboard. He says that when flying missions, he sometimes felt himself merging with the technology, imagining himself as a robot, a zombie, a drone itself. Such abstractions don't possess conscience or consciousness; drones don't care what they mean, but Bryant most certainly does. Now he plans to study to be an EMT, maybe get work on an ambulance, finally be able to save people like he always wanted. He no longer has infrared dreams, no longer closes his eyes and sees those strange polarized shadows flit across them.

Bryant closed his laptop and went out into the yard, tossing a tennis ball to his enormous bounding Japanese mastiff. Fingers of snow extended down through the dark forests of the Bitterroot, and high white contrails in the big sky caught the late-afternoon sunlight. The landscape of western Montana, Bryant observed, bears a striking resemblance to the Hindu Kush of eastern Afghanistan—a place he's seen only piloted on a monitor. It was a cognitive dissonance he had often felt flying missions, as he tried to remind himself that the world was just as real when seen in a grainy image as with the naked eye, that despite being filtered through distance and technology, cause and effect still applied. This is the uncanny valley over which our drones circle. We look through them at the world, and ultimately stare back at ourselves.

MATTHEW POWER wrote about urban exploring for the March 2013 issue of GQ.

www.luftpost-kl.de

VISDP: Wolfgang Jung, Assenmacherstr. 28, 67659 Kaiserslautern